

(IN: KOMMUNE. FORUM FÜR POLITIK, ÖKONOMIE, KULTUR, HEFT 6/2003)

## **STAMMHEIM REVISITED**

HORST BUBECKS BERICHT – EINBLICKE UND OFFENE FRAGEN

„Der Baader-Meinhof-Stoff ist noch in Bewegung, er fließt und wandert dahin wie Lava und kann verschiedene Formen annehmen, auch die bizarrsten. Kurz: Er ist noch nicht Geschichte geworden, also festgeschrieben, gedeutet, verarbeitet“, schreibt Kurt Oesterle gegen Ende seines Stammheim-Reports, in dem er die Geschichte des Vollzugsbeamten Horst Bubeck erzählt.

Über die kriminelle Sinnlosigkeit der Anschläge und Attentate der RAF lässt sich heute leicht Einigkeit erzielen. Aber die „Isolationshaft“! Aber der „Hochsicherheitstrakt“! Aber „Stammheim“! Mit nichts haben die „politischen Gefangenen“ der siebziger Jahre solchen Eindruck gemacht wie mit ihrer Behauptung, dass sie durch die Behörden der Bundesrepublik Deutschland als dem Rechtsnachfolger des Dritten Reiches einer „Vernichtungshaft“ unterzogen würden. Auch nach der Zusammenlegung der Kerngruppe im Siebten Stock in Stammheim legte Gudrun Ensslin als Sprachregelung für die Unterstützer draußen fest: „Unterschied toter Trakt und Isolation: Auschwitz zu Buchenwald ... Wie wir drin ja ... uns nur darüber wundern können, dass wir nicht abgespritzt werden. Sonst über nichts.“ Der als Mord inszenierte Gruppenselbstmord im „deutschen Herbst“ 1977 hat, selbst nachdem die Mordthese eindeutig widerlegt war, eine tiefe Spur der Unsicherheit und des Misstrauens hinterlassen – bis heute.

Der Bericht Horst Bubecks, der über mehr als drei Jahre für die Gefangenen im legendären „Siebten Stock“ von Stammheim zuständig war, könnte einen Schlüssel liefern zu dem, was sich damals tatsächlich abgespielt

hat. Dabei wäre dieser Bericht in vielem zu hinterfragen und ist durchaus interpretationsbedürftig. Dass Kurt Oesterle ihn nur sparsam kommentiert und kaum gegenrecherchiert hat, mag man kritisieren. Es ist aber auch ein großer Vorzug des Buches – nicht nur seiner Lesbarkeit, sondern auch der Sache wegen.

Denn tatsächlich macht erst dieser persönliche Bericht mit all seinen Erbitterungen, Enttäuschungen und Ängsten etwas von den Psychodynamiken des Dramas verständlich, das die Republik über Jahre in Atem hielt, und in dem eine Vielzahl von Mächten und Akteuren mehr oder weniger blind agierten und reagierten. Und er, der Vollzugsbeamte Bubeck, und seine Kollegen waren darin nicht einfach die blind gehorsamen Instrumente „des Staates“, sondern fühlten sich selbst zwischen allen Feuern und buchstäblich „eingekreist“.

Oesterles Lob seines Zeugen als eines „Anti-Kohlhaas“, der trotz der permanenten Kränkungen und gezielten Verletzungen durch die Gefangenen allen Versuchungen einer Rache stets widerstanden habe, kann man folgen oder nicht. Aber dass der aus linkem Stuttgarter Arbeitermilieu stammende Postbeamte Bubeck, der sich 1966 im neu gebauten Reformknast Stammheim für die mittlere Inspektorenlaufbahn beworben hatte, alles andere als ein stumpfer Apparatschik war, wird man danach ohne weiteres glauben.

„Danke, dass Sie mich nie gefragt haben, wie oft Frau Meinhof mich ein Arschloch nannte“, sagt er am Ende des mehrtägigen Interviews. Und Oesterle fällt noch einmal auf, was diesen Mann charakterisiert: „Er sagt tatsächlich ‚Frau Meinhof‘ und behält diese bürgerliche Höflichkeitsform ... bis zum Ende bei.“ Das war Teil seines Berufsethos, aber auch seiner Erfahrung: „Kein freier Mensch könne je ganz begreifen, was einem Unfreien der eigene Name bedeute“.

Als die Kerngruppe der RAF-Gefangenen (erst Meinhof und Ensslin, dann Baader und Raspe) im Lauf des Jahres 1974 in Stammheim „zusammen-

gelegt“ wurden, schwor Bubeck die Gruppe der Vollzugsbeamten, elf Männer und vier Frauen, die er selbst ausgewählt und nun zu leiten hatte, darauf ein, jederzeit die Form zu wahren, alle Provokationen zu überhören und alle Beleidigungen wegzustecken; und wer das nicht könne, ohne heimzuzahlen, der solle den Dienst im 7. Stock quittieren, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen.

Dass es sich um Gefangene handelte, wie sie die Bundesrepublik noch nicht gesehen hatte, war nach den Erfahrungen in den anderen Gefängnissen klar. Die RAF-Gefangenen versuchten nicht, wie es politische Gefangene aller Länder und Zeiten getan haben, unter dem Personal Verbündete zu gewinnen; im Gegenteil, ihre „Methode Mensch“ hieß: „kein wort zu den pigs ..., nichts, nur feindschaft und verachtung“. Bubeck hatte die erste Feuertaufe gleich zu Anfang zu bestehen. Um klarzumachen, dass in Stammheim ein anderer Wind wehe als in den früheren Anstalten, deren überharte Haftreglements er selbst studiert und für inhuman befunden hatte, begrüßte er die mit einem Hubschrauber eingeflogene Ulrike Meinhof mit einem freundlichen „Guten Tag, Frau Meinhof!“ – woraufhin sie ihm in den Unterleib trat. Die Kollegen verlangten, das nicht hinzunehmen, sondern durch Einkaufsverbot oder sonstige Methoden der Disziplinierung zu ahnden. Bubeck weigerte sich: „Er wolle mit diesen Leuten nicht im Streit beginnen.“

In dieser Ausgangsszene wurde bereits ein Grundmuster aller weiteren Konflikte sichtbar. Bubeck verstand nicht, warum die Überstellung dieser einzelnen Gefangenen unter dem Einsatz von mehreren Hundertschaften Polizei sowie einem halben Dutzend „Dokumentationstrupps“ vonstattenging. Was für eine grotesk übertriebene Bedeutung wurde den Gefangenen damit vorgespiegelt! Auf die Frage, wozu die aufdringliche Filmerei eigentlich diene, erhielt er die Auskunft: die zuständigen Behörden benötigten die Bilder zur Rückversicherung gegenüber Verdächtigungen der

Anwälte und der Presse. „Wir haben sie heil abgeliefert. Jetzt ist sie in eurer Hand.“

Ein eigentümliches Durcheinander von Motiven: Die enormen Sicherheitsaufgebote scheinen vielfach weniger realen Ängste vor terroristischen Anschlägen als bürokratischer Verantwortungsscheu angesichts einer aufgewühlten und polarisierten Öffentlichkeit entsprungen zu sein. Dabei agierte diese Öffentlichkeit von zwei vollkommen unterschiedlichen Seiten her: Konnte das Großaufgebot der RAF-Anwälte mit seinen permanenten Beschwerden und Unterstellungen über die angeblich unmenschlichen Haftbedingungen der Gefangenen auf eine breite Resonanz in den linken und liberalen Medien zählen, so wurde in der „BILD“ und anderen Blättern über das „süße Leben“ der RAF-Gefangenen fabuliert, mit „Sekt und Kaviar“. Oder es hieß, als nach Ulrike Meinhof Selbstmord die ebenfalls suizid-verdächtige Gudrun Ensslin in eine Zelle zwischen der Baaders und Raspes gelegt wurde: „Ensslin zu Baader auf die Zelle!“

Nicht nur die Vollzugsbeamten, auch ihre vorgesetzten Behörden und die zuständigen Gerichte fanden sich in einem unauflösbaren Dilemma: Sie mussten nach außen hin durchgreifende Strenge demonstrieren, während sie nach innen hin laufend Appeasement betrieben und – gerade was Stammheim betrifft – die Fabel von der „Isolationshaft“ mühelos hätten widerlegen können, etwa durch Besichtigungen des „Hochsicherheitstraktes“ für Journalisten.

Entgegen den Erinnerungen vieler, waren ja weder das Stammheimer Gefängnis selbst noch der mythenumwehte „Siebte Stock“ eigens für die RAF-Gefangenen gebaut worden. Nur ein Teiltrakt in dem 1963 gebauten modernen Gefängnis war für sie geräumt und umgebaut worden; und dann wurde das Gerichtsgebäude direkt vor das Gefängnis gesetzt, um für den bevorstehenden „Jahrhundertprozess“ die Transportwege kurz zu halten. Das war nicht nur strafprozessual bedenklich, es erhöhte auch die

Sicherheit nicht, im Gegenteil, über die verwischten Grenzen zwischen Gericht und Knast sind schließlich Waffen, Sprengstoff und andere Materialien für das geplante große Finale in den Siebten Stock gekommen. Auch sonst konnte von „Isolationshaft“ gerade in Stammheim kaum die Rede sein. Die Gefangenen hatten anfangs stundenweise, dann den ganzen Tag über im großen, fünf Meter breiten Gang mit Tischen und Stühlen „Umschluss“ (ein Begriff, so Bubeck, den es vorher gar nicht gab). Dafür wurde das eiserne Reglement aller Gefängnisse aller Länder aufgehoben – die Trennung der Geschlechter. Die Zellen waren hell und durch Umbau besonders geräumig. Und entgegen allen Behauptungen standen die RAF-Gefangenen bis zum Schluss in Rufkontakt mit den anderen Gefangenen unter oder neben ihnen, mit denen sie sonst jeden physischen Kontakt vermieden, angeblich aus Angst vor Spitzeln und Provokateuren, tatsächlich wohl, weil es den Nimbus ihrer „Isolation“ beschädigt hätte. Sie verfügten über einen Bibliotheksraum mit tausenden von Büchern (vor allem revolutionärer und militärischer Literatur), einen Kraftraum sowie einen „Fressraum“ mit eigenen Vorräten und Teeküche. Sie hatten Fernseher, Plattenspieler und Schreibmaschinen in jeder Zelle, und Gudrun Ensslin spielte auf ihrer Geige. Jede(r) konnte vier Zeitungen abonnieren, so dass der Tag mit einer allgemeinen Presseschau begann. Sie erhielten mehr oder weniger täglich Besuch, zumal jede(r) mehrere Verteidiger hatte, mit denen er oder sie sich in einem geschützten Besprechungsraum trafen. Frühe Versuche, hier eine „Kontaktsperre“ (d.h. eine Trennscheibe) einzuführen, waren im Ansatz gerichtlich gescheitert; erst im Zuge der Schleyer-Entführung 1977 wurden dafür hastig die gesetzlichen Voraussetzungen geschaffen. Bis dahin aber waren unüberwachte Kontakte möglich; und ob es nun stimmt, dass Baader mit einer jungen Anwältin dabei ein Kind gezeugt hat, oder nicht – es war jedenfalls möglich. Denn: „Strafbar ... war die Art nicht, wie die junge Anwältin ihr Mandat auslegte.“

Von erneuerten Legenden über das „süße Leben“ der RAF-Gefangenen ist Bubecks Bericht dennoch weit entfernt. Er schildert Baader als geschickten Manipulator und Kommandeur mit einem erstaunlichen Wirkungsradius, der nicht nur ihn („Na warte, Bubeck!“) oder seine Kollegen permanent beleidigte oder gezielt bedrohte: „dass man bloß aufpassen solle, auf seine Frau, seine Kinder, sein neues Auto“; sondern der auch in intelligenter Weise über das Korps der Verteidiger („He, Schily!“) gebot und die verschiedenen staatlichen Instanzen gegeneinander ausspielen konnte. Zugleich registrierte Bubeck aufmerksam die hypochondrischen Ängste der Gefangenen (wenn Gudrun Ensslin ihn bei der kurzfristigen Überführung in ein Krankenhaus während eines Hungerstreiks bat, nicht von ihrer Seite zu weichen) und die psychische Zerrüttung, in die sie nach dem blutigen Scheitern der Stockholmer Freipressungsaktion 1975 zunehmend gerieten.

Aber warum intervenierte er als Vollzugsleiter nicht entschiedener, als bei Ulrike Meinhof im Frühjahr 1976 deutliche Symptome einer psychischen oder auch neuralen Dekompensation auftraten, mit Absenzen und Sprachstörungen? Er schrieb Berichte; aber weder die überwachenden Ärzte noch die Aufsicht führenden Gerichte reagierten angemessen, teils aus Angst vor dem Vorwurf der „Zwangspanychiatisierung“, teils aus einer resignierten Indolenz, die sich in den Mantel der Liberalität oder einer bürokratischen Unzuständigkeit hüllte. So zeigt Bubecks Bericht einen demokratischen Staat und eine tief verunsicherte und gespaltene Gesellschaft im Zustand einer Lähmung, die weitaus erklärungsbedürftiger ist als alle die angeblichen, düsteren „Geheimnisse von Stammheim“.

*Kurt Oesterle: Stammheim – Die Geschichte des Vollzugsbeamten Horst Bubeck, Tübingen 2003, Klöpfer & Meyer, 182 S., 18,90 EUR*